

horizont E

1/2018

Das **evangelische** Magazin im Oldenburger Land



Heimat 5.0

Sie ist trotzdem deine Heimat



Kochrezepte in Verbindung mit „Heimat“

Von Nick Young

Coronation Chicken (Krönungshühnchen)

in ähnlicher Form erstmals bei der Krönungsfeier von Königin Elizabeth II. serviert.

Zutaten (für 6 Personen)

1 Huhn
1 Karotte
1 Zwiebel
1 Bouquet garni
6 Pfefferkörner
Salz
2 Schalotten
10 ml Pflanzenöl
1 TL Currypulver
2 TL Tomatenmark
100 ml Rotwein
1 Prise Zucker
1 Scheibe Zitrone
1 TL Zitronensaft
1 EL Mangochutney (sehr wichtig)
200 g Mayonnaise
3 EL süße Sahne
Salz + Pfeffer
2 Frühlingszwiebeln

Arbeitszeit: ca. 30 Minuten

Kochzeit: ca. 40 Minuten

Ruhezeit: ca. 1 Stunde

Die Karotte in Scheiben schneiden, die Zwiebel vierteln und zusammen mit dem Huhn, den Pfefferkörnern, dem Bouquet garni und dem Salz in einen Topf mit kaltem Wasser geben. Zum Kochen bringen und 40 Minuten auf kleiner Flamme simmern lassen, bis das Huhn durchgegart ist. Abkühlen lassen, das Huhn herausnehmen und das Fleisch (ohne Haut) in kleine Stücke schneiden oder zupfen.

Für die Sauce die Schalotten fein würfeln und im Pflanzenöl glasig anbraten. Das Currypulver zugeben und kurz rösten lassen. Als nächstes das Tomatenmark, den Wein und etwas Wasser verrühren und kurz aufkochen lassen. Den Zitronensaft und die Zitronenscheibe in die Sauce geben und auf kleiner Flamme auf die Hälfte eindicken lassen. Jetzt noch das Chutney unterrühren und die Sauce durch ein feines Sieb passieren. Mit Salz, Pfeffer und Zucker abschmecken.

Sobald die Sauce abgekühlt ist, die Mayonnaise unterrühren und die geschlagene Sahne unterheben. Nochmals abschmecken und das Hühnerfleisch zugeben. Mit den gehackten Frühlingszwiebeln bestreuen und mit frischem Salat servieren.

Vor dem Essen ist ein „Toast“ auf die Königin fakultativ!



Von Zohreh Roushanpour

Kuku Zabsi (Kräutertorte)



Zutaten (für 6 Personen)

500 g gemischte und gehackte Kräuter (Petersilie, Frühlingszwiebeln, Minze, Koriander, Dill, Schnittlauch, Thymian, Spinat und Basilikum)
10 Eier
2 Knoblauchzehen, gehackt
1 Tasse grob gehackte Walnüsse
1 EL Mehl
Etwas Kurkuma, Pfeffer und Salz
1 TL Safran gemahlen

Backzeit: bei 200° 45 Min. auf mittlerer Stufe
Auf dem Herd: 30 Min. bei mittlerer Temperatur

Vorbereitung:

Alle Kräuter nach dem Waschen abtrocknen und klein schneiden. Gemahlene Safran in etwas kochendem Wasser auflösen und zugedeckt etwa 10 Min. stehen lassen. Eier schlagen und mit den Kräutern mischen, Walnüsse, Knoblauch, Kurkuma, Salz, Pfeffer und Mehl zufügen. Pfanne/Backform mit 4 EL Öl einfetten.

Zubereitung:

Kräutertorte in einer Backform in den Ofen schieben oder die Mischung in einer zugedeckten Pfanne auf dem Herd 15 Min. backen. Dann die Kräutertorte mit Hilfe eines großen Tellers umdrehen (Pfanne erneut mit Butter oder Öl einfetten) und noch 15 Min. auf dem Herd ohne Deckel backen.

Guten Appetit!



Was bedeutet Heimat? Über diese Frage diskutierten (v.l.) die Bundestagsabgeordnete der Linken, Amira Mohamed Ali, der Pfarrmann Nick Young, die Hauswirtschaftsmeisterin Annemarie Cornelius und die Migrationsberaterin der Diakonie, Zohreh Roushanpour.
Mehr auf den Folgeseiten

Wie male ich einen Rhabarberkuchen? Wie umschreibe ich das Kirchenbüro? Wie stelle ich eine Inselkirche pantomimisch dar? Diese und andere kreative Aufgaben beinhaltet das Spiel „Wat schall dat ween?“, das von Anke Brockmeyer, Stephan Bohlen, Kerstin Kempermann und Hans-Werner Kögel erdacht wurde.
Mehr auf den Seiten 12 und 13



Gemeindehäuser sind eine Heimat für viele. „Jede Gemeinde versucht, auf die Bedürfnisse und Anfragen der einzelnen Gruppen zu reagieren und möglichst zu machen, was irgendwie geht“, stellt Gemeindeberaterin Birgit Jürgens nach dem Besuch von zwei ganz unterschiedlichen Gemeindehäusern fest.
Mehr auf den Seiten 20 bis 21

Editorial



Liebe Leserinnen,
 liebe Leser,

das Jahr 2015 hat Deutschland nachhaltig verändert. Die weltweiten Fluchtbewegungen haben auch Westeuropa erreicht. Viele Entwicklungsexperten hatten dies seit Langem angekündigt, sind doch nach UN-Angaben derzeit rund 60 Millionen Menschen weltweit auf der Flucht. Und für die Fluchtursachen wie z.B. Krieg, Versteppung und klimawandelbedingte Umweltkatastrophen sind auch wir zumindest mitverantwortlich.

Das Thema „Heimat“ wird auf einmal wieder aktuell. Flüchtlinge und Menschen mit Migrationshintergrund suchen bei uns Schutz, aber auch eine neue Heimat. Die Integration dieser Menschen ist eine der zentralen Herausforderungen. Doch was verstehen wir selbst unter Heimat, welche Emotionen verbinden wir mit diesem lange Zeit verpönten Begriff?

Unter dem Stichwort „Heimat 5.0“ hat der Redaktionskreis von „horizont E“ viele Facetten zu diesem Thema beleuchtet, Befürchtungen wie auch Erfahrungen und Sehnsüchte hinterfragt. Deutlich wird, dass wir im Gespräch bleiben müssen, Ängste und Hoffnungen zur Sprache bringen und uns Veränderungen nicht verschließen dürfen.

Im Namen des Redaktionsteams wünsche ich Ihnen spannende Anregungen für den Diskurs; vielleicht auch das Gespräch mit neu Hinzugezogenen.

Ihr Dirk-Michael Grötzsch

Impressum



„horizont E“ ist das Magazin der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg. Es erscheint viermal pro Jahr im Einzugsgebiet der oldenburgischen Kirche.

Herausgeber:
 Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg

Mitarbeit:
 Thomas Adomeit, Anke Brockmeyer, Stephan Bohlen, Annemarie Cornelius, Michael Eberstein, Carsten Feist, Dirk-Michael Grötzsch, Uwe Haring, Heike Jakubeit, Birgit Jürgens, Annette Kellin, Kerstin Kempermann, Hans-Werner Kögel, Karsten Krogmann, Heino Masemann, Uwe Meiners, Amira Mohamed Ali, Claudia Oeljeschläger, Zohreh Roushanpour, Melanie Thiel de Gafenco und Nick Young

Bildnachweise:
 Alex Biewer, Anke Brockmeyer, FSR Büro, Bernd Göde, Dirk-Michael Grötzsch, Uwe Haring, Heike Jakubeit, Annette Kellin, Hans-Werner Kögel, Melanie Thiel de

Gafenco und www.moewenblick.de sowie Privatfotos und public domains.

Grafik: Ute Packmohr

Gestaltung: ah!design, Andrea Horn, Hannover

Anschrift:
 „horizont E“
 Philosophenweg 1
 26121 Oldenburg,
 presse@kirche-oldenburg.de
 www.kirche-oldenburg.de

Druck:
 Sachsendruck Plauen GmbH

Diese Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen einzelnen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden.

Aus dem Inhalt

Im Gespräch	Seite 04
Heimat hat eine Chance	Seite 07
„Heimat ist da, wo man Moin sagt“	Seite 08
Wo du dein Herz verankerst	Seite 11
In der Welt habt ihr Angst	Seite 14
Wir müssen die Probleme benennen	Seite 15
Zwischen Angst und Vertrauen	Seite 16
Einladende Kirche	Seite 18
(K)eine Heimat Kirche	Seite 19
Nur Mut!	Seite 22

Ein Gefühl mit Wurzeln und to go

Gesprächsrunde über die Bedeutung von Heimat



Zohreh Roushanpour, Migrationsberaterin der Diakonie

Heimat. Das kann der Schulweg sein, das Gartenhaus der Großeltern, die dicke Eiche auf dem Kirchplatz. Heimatgefühle können von Geräuschen ausgelöst werden, von einem Duft, vom Blick in Schuhkartons voller Schwarzweißfotos. Heimat kann heute um mich herum sein oder seit Jahren unerreichbar weit weg. Vielleicht sogar zerbombt, zerstört, vernichtet. Und an die Geschwister erinnert noch nicht einmal ein Grab.

Lässt der Gedanke an Heimat mein Herz hüpfen oder meinen Magen krampfen? Kann ich meine Heimat verlieren und eine neue finden? Oder gibt es nur die eine Heimat und deshalb im Sprachgebrauch keine Mehrzahl? Fragen über Fragen. Also: Was ist Heimat? Sind's die eigenen Wurzeln? Die Suche nach einer Antwort im Gespräch mit vier Menschen, die Heimat jeweils anders definieren.

Zohreh Roushanpour hat die erste Hälfte ihres Lebens im Iran verbracht. Sie erinnert sich „an die Schönheit der Natur, an den Duft des Essens, an Sprache, Musik und Literatur“. Sie hat Erziehung und Werte verinnerlicht. Pause. Tief Luft holen. „Aber ich war auch ein Revolutionskind nach der islamischen Revolution“, sagt die zierliche Frau. Politik, Protest, Probleme. „Alle wurden ermordet – Eltern und Bruder, meine Kinder und mein Mann.“ Lange her und trotzdem gegenwärtig. „Heimat ist das Fundament für Identität.“

„Ein sehr deutscher Begriff“

Nick Young ist Brite und viel in der Welt herumgekommen. Er kam mit sechs Jahren ins Internat, hat in Indien gelebt und in den USA gearbeitet. Der Sohn eines Pfarrers ist in zweiter Ehe mit Ute Young verheiratet, seit Sommer 2013 Pfarrerin in Lohne. „Das Wort Heimat mit den vielen Emotionen ist schwierig ins Englische zu übersetzen. Es ist ein sehr deutscher Begriff.“ Für sich unterteilt der 72-Jährige Heimat in Software

und Hardware: „Software sind die Leute, Hardware ist der Ort.“

Annemarie Cornelius ist Gastgeberin der Gesprächsrunde. Zur Begrüßung serviert sie natürlich einen kühlen Milch-Cocktail. Was auch sonst im Melkhus Seeverns? Seit 1790 ist das stolze Anwesen im Besitz der Familie, die Hauswirtschaftsmeisterin und Mutter von vier Söhnen hat mit ihrem 2016 verstorbenen Mann Peter den Hof in Butjadingen (Wesermarsch) betrieben. Nun konzentriert die 70-Jährige sich auf ihr gemütliches Melkhus, lässt auch Großstädter an ihrer Heimat unweit des Wattenmeers zwischen Wilhelmshaven und Bremerhaven teilhaben.

Doch Heimat ist für Annemarie Cornelius mehr als ein geschmackvoll gestalteter Bauerngarten, der mit seinen hölzernen Accessoires und den Rosen auch schon in Magazinen vorgestellt wurde. „Zu meiner persönlichen Heimat gehört auch Kirche.“ Seit gut vier Jahrzehnten ist sie Mitglied im Gemeindekirchenrat. Überhaupt engagiert sie sich seit jeher für ihre Heimat – früher im Schulelternrat, dann als Schöffin oder bei der Landwirtschaftskammer.

Amira Mohamed Ali (38) ist Rechtsanwältin und sitzt seit September für die Linke im Bundestag. Sie ist in Hamburg geboren, hat in Heidelberg studiert und lebt seit gut zehn Jahren in Oldenburg. Ihr Vater kam in den 1960er Jahren aus dem ägyptischen Port Said nach Deutschland, hat aber nie von Heimweh gesprochen. „Mein Vater hat sehr gern gekocht – vor allem Gerichte aus der Heimat seiner Mutter. Das war ein Stück Heimat für ihn.“

Heimat „ist sehr individuell“

Amira Mohamed Ali ist Muslima. Über ihre Religion sagt sie: „Der Glaube ist prägend – er hat Relevanz im Herzen und im Leben.“ So ist er „Teil meines Heimatgefühls, nämlich als Angehöri-



Pfarrmann Nick Young

ge einer Minderheitenreligion in einer Mehrheitsgesellschaft aufzuwachsen.“ Wichtig für sie und klare Haltung gegenüber Heimatminister Horst Seehofers Aussage, der Islam gehöre nicht zu Deutschland: „Bei Heimat ist es wie bei der Religion – wenn man Identität begreift als meine Identität, die aber nicht besser ist als deine. Deine Heimat und dein Glaube sind nicht schlechter als meine Heimat oder mein Glaube. Nicht wir bestimmen, was hier Heimat ist – das ist sehr individuell.“

Heimat und Politik. Da wird das Wort auch schon mal in sehr eckigen Buchstaben geschrieben. Dann liest es sich überaus national, gar völkisch. „Heimat klingt durch politischen Missbrauch anders“, sagt Annemarie Cornelius. „Eigentlich bräuhete es einen neuen Namen für das, was wir hier besprechen.“ So, wie gerade die Nationalhymne diskutiert wird. Besser von Heimatland singen als von Vaterland?

„Im Iran sagt man Mutterland“, vergleicht Zohreh Roushanpour. „Es ist gut, dass unser Heimatbegriff und unsere Identität im Wandel sind – dass wir uns mehr und mehr durch Globalisierung und durch die Medien wandeln.“ Als Migrationsberaterin der Diakonie in Delmenhorst möchte sie „Brücken bauen zwischen den Identitäten etwa im Iran und jetzt hier.“ Denn „Heimat hat auch mit Anerkennung und mit einem Wohlfühlen zu tun.“

„Wenn die Welt sich verändert, verändert sich auch das Heimatbild“, sagt Amira Mohamed Ali. „Wenn man Heimat aber als offenen Begriff versteht, als das, was jeder für sich empfindet, als Zuhause, als Sicherheit, als Ort, an dem man sich frei und doch geborgen fühlt – dann muss der Begriff sich nicht verändern.“

„Auch Kirche ein Heimatgefühl“

Nick Young „hatte immer das Gefühl, wo ich jetzt gerade bin, ist Heimat.“ Man trage „Heimat in sich und mit in die Welt.“ Mit einem schelmischen Augenzwinkern spricht er von „Heimat to go.“ Damit verändere sich auch die Größe von Heimat. Überhaupt kein Widerspruch ist da sein Bekenntnis: „Auch Kirche ist für mich ein Heimatgefühl.“ Gemeinde und Gebäude gleichermaßen.

„Früher war im Pfarrhaus fast immer die Tür auf – heute müssen die Leute besser einen Termin machen.“ Denn auch die Rolle von Pfarrerin oder Pfarrer habe sich geändert.

Kann ein ganzes Land, kann eine Nation ein Heimatgefühl entwickeln? Ja. Und so, wie im ganz persönlichen Leben gerade das Einigeln, der Rückzug ins Persönliche als Trend beschrieben wird, so ziehen sich auch ganze Staaten zurück – trotz aller Globalisierung. Brexit: Großbritannien soll möglichst rasch die EU verlassen, haben die Briten demokratisch beschlossen. Protektionismus: Die US-Amerikaner haben einen Präsidenten gewählt, der unter dem Motto „America first“ den inländischen Markt vor ausländischen Anbietern zu schützen versucht.

„Das war eine so negative Überraschung“, sagt Nick Young über den Brexit. „Vor allem für die nächste Generation.“ Auch deshalb denke er in Zeiten des Brexit über einen deutschen Pass nach. Doch er wertet das eindeutige Abstimmungsergebnis nicht etwa als arrogante Absage an europäische Ideale, sondern als „Anti-Bürokratie-Entscheidung – denn immer mehr entscheiden andere Leute über uns.“

Entscheiden über das Schicksal anderer. Das ist auch die Aufgabe des Bundestags und seiner Abgeordneten. „Politik muss sicherstellen, dass Geflüchtete hier bei uns Frieden und Sicherheit finden“, sagt Amira Mohamed Ali. Für die Politikerin der Linken „passt es nicht, dass am Schreibtisch entschieden wird, ob Afghanistan ein sicheres Herkunftsland ist oder nicht.“ Und wenn von Menschen Integration gefordert wird, „dann müssen auch die passenden Voraussetzungen geboten werden – ohne ständige Angst vor Abschiebung.“

Integration. Das ist ein wichtiges Thema für Zohreh Roushanpour – für sie persönlich und für ihre Arbeit mit Geflüchteten. Als sie 1990 auf verschlungenen Wegen nach Deutschland flüchtete, war sie „anfangs heimatlos“, hatte im übertragenen Sinn „verbundene Hände“. Das Diplom nicht anerkannt, nach dem Sprachkurs in Hamburg „nochmal von vorn studiert.“ Fast schon strategisch



Annemarie Cornelius, Hauswirtschaftsmeisterin



Amira Mohamed Ali, Rechtsanwältin und Mitglied für die Linke im Bundestag

habe sie am Anfang ihre Heimat „ausgeschaltet“ – irgendwie.

Dann aber – „als ich ihre Einbürgerung und meinen deutschen Pass bekommen habe“ – hatte sie wieder eine Heimat. „Meine zweite Heimat.“ Heute arbeitet sie in Delmenhorst in der Migrationsberatung. Da sie die persischen Sprachen Farsi und Dari spricht, steht Zohreh Roushanpour vielen Geflüchteten und Asylbewerbern zur Verfügung. Wie wichtig so eine Bezugsperson ist, weiß sie aus eigener Erfahrung. „Ich hatte damals eine deutsche Lotsin als Begleiterin – und der habe ich viel zu verdanken.“

Willkommen sein und sich aufgenommen fühlen – das geht auch im ganz Kleinen. Da wird das Melkhus Seeverns für Fremde plötzlich fast zu so etwas wie Heimat. Annemarie Cornelius erzählt von einer Frau mit psychischen Problemen, die hier Ruhe fand und sich seither immer wieder dankbar meldet. Oder von einer Sprachgruppe der Volkshochschule Wersermarsch, die im Herbst hier war. Völlig verschiedene Nationalitäten, altersmäßig zwischen 18 und knapp 30. Einziger Programmpunkt war gemeinsames Kochen – vom Suchen der Kräuter im Garten bis zum Essen. „Sie gingen aufeinander zu, entwickelten Bezüge.“

„Heimat für alle Sinne“

Nick Young nickt. „Heimat ist etwas für alle Sinne, Heimat hat eine Bedeutung

in allen Lebenslagen.“ Aber eben nicht statisch. Stichwort „Heimat to go“. Ganz klar: Seine „alte Heimat“ ist England, er vermisst Rugby und Cricket. „Heimat ist aber nicht nur Vergangenheit, Heimat ist auch Gegenwart.“ Ein „großer Teil von mir gehört längst zu Deutschland, zum Oldenburger Münsterland, zu Lohne – aber ein Teil ist immer noch in England.“ Alte Heimat, neue Heimat.

Klingt alles gut bis gutmenschlich, doch die ernsten bis brutalen Schattenseiten werden im Gespräch am Milch- und Kaffeetisch natürlich nicht ausgespart. Es gebe immer noch oder sogar immer mehr „große Hindernisse, dass Menschen integriert und akzeptiert werden“, bedauert Zohreh Roushanpour. Amira Mohamed Ali weiß von „Schubladen und Ausgrenzung“ und beobachtet, dass „der Heimatbegriff von Rechtspopulisten negativ besetzt“ werde. Ausdrücklich nennt sie es aber eine „irreale Sorge“, dass Deutschland überfremdet werde. „Die gefühlte Überfremdung und die gefühlte Bedrohung sind halt Gefühle und nicht die Realität.“

Was beim lebendigen Gedankenaustausch über Heimat alle betonen, ist die Bedeutung von Offenheit und Toleranz. So wie die heimatverbundene Annemarie Cornelius gerne reist und stets Lust hat, „die große, weite Welt an uns heranzuholen.“ Oder wie Nick Young, der als Englischlehrer neben Vokabeln auch

Werte vermittelt. Auch Amira Mohamed Ali wirbt dafür, „offen zu bleiben und Gemeinsamkeiten zu finden.“ Zu alledem brauche es jedoch „ein Gefühl für meine Identität und für die Identität der anderen – und es braucht interkulturelle Kompetenzen“, betont die Beraterin Zohreh Roushanpour.

„Hygge“ als Rückzug ins Private

Identität klingt zumindest ähnlich und auch so intim wie Individualität. Der Rückzug ins Private, solche heimeligen Trends wie das dänische „Hygge“ mit gezeigtem Glück und Gemütlichkeit – das hänge für Amira Mohamed Ali „auch damit zusammen, dass unsere Gesellschaft sich in den vergangenen Jahrzehnten immer stärker individualisiert hat – dass viele Menschen ein solidarisches Gemeinschaftsgefühl vermissen.“ Das werde dann dadurch kompensiert, „dass man sich so kleine Nester schafft und sich gern Zeitschriften anschaut mit kuscheligen Arrangements und dem Gefühl von Geborgenheit.“

Heimat. Das kann alles sein. Der Begriff darf verklärte bis kitschige Assoziationen auslösen wie auch religiös und / oder politisch bedeutsam sein. Aber eines darf er nicht, da ist die Gesprächsrunde sich einig: Heimat darf kein Stigma sein, das ausgrenzt.

Das Gespräch wurde moderiert und aufgezeichnet von Uwe Haring



v.l. Amira Mohamed Ali, Nick Young, Annemarie Cornelius, Zohreh Roushanpour

Heimat hat eine Chance

Gedanken über ein deutsches Phänomen

Heimat besitzt – wieder einmal – Konjunktur. Der Begriff und die unterschiedlichen Vorstellungen, die Menschen von ihm haben, gelangen immer dann verstärkt ins Bewusstsein, wenn sich Gesellschaften verändern. Das ist auch gegenwärtig der Fall: Globalisierung, Migration und Digitalisierung hinterlassen deutliche Spuren. Die Diskussionen über das, was vermeintlich zu uns gehört und was nicht, nehmen an Intensität und Schärfe zu. Dass in Deutschland neben den vertrauten Heimatvereinen und -museen nun auch ein „Heimatministerium“ installiert worden ist, lässt aufhorchen. Die Sehnsucht nach Heimat begleitet offenbar immer die latente Angst vor dem Fremden, vor den Anderen, die nicht zu uns gehören. Das scheint eine menschliche, in fast allen Kulturen verankerte Konstante zu sein. Heimat und die Vorstellung davon, wer, wie und wo sein darf, wer konkret ein Anrecht auf Heimat hat, ist in hohem Maße von Emotionen und eben von Ängsten abhängig. Aber Angst ist ein schlechter Ratgeber, und das Bemühen um Heimat sollte nicht zu ihrem Gehilfen instrumentalisiert werden.

Heimat ist ein *diachrones Gebilde*, immer Ergebnis eines Prozesses, eines historischen Vorgangs, der aus der Geschichte und den Geschichten, aus den Gefühlen und Erinnerungen von Menschen gespeist wird. Weil Menschen nicht ewig leben, wird dieser Vorgang nicht konserviert, sondern durch Geschichten, Gefühle und Erinnerungen neu hinzutretender Menschen modifiziert, erweitert und fortgeführt. Deutschland, in der Mitte Europas gelegen, ist mit seinen verschiedenen Regionen Auswanderungs- und Einwanderungsland zugleich gewesen, mit Alt- und Neubürgern, begleitet von Krisen und Katastrophen, eigenem und fremdem Erbe, das sich den damit verbundenen Herausforderungen unterschiedlicher kultureller Regeln und Wertmaßstäbe seiner Bewohner stets aufs Neue stellen musste.

Heimat ist zugleich ein *Gefühl*, das unserer Seele entspringt und das umso stärker wird, je mehr wir eines räumlich und sozial verorteten Zustandes bedürfen. Ursprünglich ist das deutsche Wort „Heimat“ völlig emotionslos, es entstammt der rechtlichen Sphäre unserer Gesellschaft. Es bezog sich früher auf den materiellen Besitz von Haus und Hof. Erst seit der Romantik, seit dem frühen 19. Jh., ist Heimat in der Dichtung, aber auch im Alltagsbewusstsein als ein Ort der Sehnsucht und Geborgenheit verstanden worden. Insofern ist Heimat nicht nur eine räumliche, sondern auch eine soziale Kategorie. Eine Kategorie, die im Laufe eines Lebens wechseln und zu dem Bedürfnis führen kann, etwas davon zu bewahren. Museen sind in diesem Zusammenhang wichtige Instanzen, Freilichtmuseen wie das Museumsdorf in Cloppenburg vielleicht ganz besondere, weil sie versuchen, Kulturgeschichte ganzheitlich zu vermitteln. Sozialintegrativ sind sie aber nur dann, wenn sie sich gegenüber dem Verlauf der Geschichte öffnen und die Kulturen von Neubürgern insofern respektieren, als sie deren Zeugnisse „perspektivorientiert“ inkludieren und nicht ausgrenzen.

Heimat in diesem *offenen und identitätsfördernden Sinne* hat eine Chance. Ein solches Verständnis entgeht vor allem der Gefahr, dass ein regional verankerter Heimatbegriff zu potentieller Engstirnigkeit mutiert, wo „gemeinsame Heimat“ nur als Ort bedingungslosen Traditionsbekenntnisses und kultureller Anpassungswilligkeit verstanden wird, als abgeschirmter Raum der Selbstzufriedenheit oder als Hort partikularistisch-nationalistischer Interessen. Ein Heimatbegriff, in dem Neulinge, Hinzugezogene oder Migranten nicht unterzubringen sind, wäre nicht nur hochgradig intolerant, sondern auch historisch absurd – nichts anderes als ein Missverständnis der Geschichte.

Prof. Dr. Uwe Meiners



Zur Person

Uwe Meiners, 1952 in Westerstede geboren, studierte zwischen 1972 und 1978 an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster die Fächer Germanistik, Geographie und Volkskunde und wurde 1980 mit einer ergologisch-sprachwissenschaftlichen Arbeit promoviert. 1986 übernahm Meiners die Leitung des Schlossmuseums Jever und war von 1996 bis zum Eintritt in seinen Ruhestand am 17. März dieses Jahres leitender Direktor des Niedersächsischen Freilichtmuseums – Museumsdorf Cloppenburg. Von 1986 bis heute hat Meiners zahlreiche Lehraufträge an den Universitäten Münster, Göttingen und Hamburg wahrgenommen. Im Februar 2003 verlieh ihm der Fachbereich Geschichte/Philosophie der Universität Münster den Titel eines Honorarprofessors. Uwe Meiners ist Herausgeber zahlreicher Schriften zu volkskundlichen Themen und Mitherausgeber der Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie (ZAA).

„Heimat ist da, wo man Moin sagt“

Keno Veith – ein waschechter Ostfrieser über seine Heimat



Keno Veith, ein waschechter Ostfrieser und leidenschaftlicher Treckerfahrer



Seine Heimat ist Ostfriesland. So denkt er, so fühlt er, so spricht er. Plattdeutsch, das mag er gerne. Auch, wenn er damit nicht groß geworden ist. „Ich hab mir das alles abgeguckt, ich fand’s gut. Platt gehört in die Region, Platt, das ist gleichzeitig weich und kräftig, Platt, das ist Heimat“, sagt er und lacht. Das, was man hört, steht allerdings in direktem Gegensatz zu dem, was man sieht. Keno Veith ist nämlich alles andere als das, was man sich im Kopf als Ostfriesen zusammenbastelt, denn Keno Veith hat eine richtig dunkle Hautfarbe.

Es sind aber wohl eher die anderen, die irritiert sind, wenn ein Mann von dieser Statur und diesem Aussehen plötzlich platt spricht. Für Keno Veith selber ist das ganz normal. Da ist keine Spur von Unsicherheit, wo er seine Heimat sieht: Er ist waschechter Ostfrieser, geboren und aufgewachsen in Wittmund. Seine Mutter stammt aus Kamerun, dort lernte sein Vater, ein gebürtiger Ostfrieser und Agraringenieur, sie kennen. „Heimat ist da, wo man Moin sagt, wo man sich wohl fühlt und wo die Freunde sind“, sagt Keno Veith. Er spricht mit viel Engagement, er lacht viel und hat eine lebhaftige Mimik. Er fühlt sich wohl, das ist deutlich zu merken.

Das mag daran liegen, dass Keno Veith sich sein Leben genau so eingerichtet hat, wie es ihm gefällt. Früher, in der Schule, war es mitunter nicht leicht. Als „Strich in der Landschaft“ wurde er häufiger wegen seiner Hautfarbe gehänselt. Er begann zu trainieren, wurde kräftiger, wusste sich besser durchzusetzen. Heute ist das gar keine Frage mehr, Keno Veith hat viele Freunde, er ist anerkannt, man weiß, man kann sich auf ihn verlassen.

Ein Leben ohne Trecker ist unvorstellbar

Und er wusste immer, wo seine Begeisterung liegt. Schon als Jugendlicher war er häufig bei Nachbarn auf dem Hof: „Die hatten größere Maschinen als wir – und ich bin ein absoluter Fan von großen Maschinen“, erzählt er. Nach der Zeit bei

der Bundeswehr und der Ausbildung zum Kfz-Mechaniker ging er zu einem Lohnunternehmen. Hier gibt es nämlich die richtig großen Maschinen und hier fühlt er sich richtig wohl. „Ein Leben ohne Trecker kann ich mir gar nicht mehr vorstellen“, sagt er. Deshalb ist für ihn auch Faulenzer-Urlaub nicht vorstellbar. „Ich interessiere mich sehr für andere Länder, möchte auch gerne mal dorthin, wo meine Mutter herkommt“, meint er und fügt gleich hinzu, dass es für ihn aber immer wichtig sei, in Bewegung zu sein. Immer wenn er Urlaub gemacht habe, sei das in Verbindung mit irgendeiner Arbeit gewesen.

Arbeit geht vor

Zurzeit ist an Urlaub aber gar nicht zu denken. Jetzt geht die Saison in der Landwirtschaft wieder los, da muss er ran. Und das tut er gerne, die Arbeit sei das Wichtigste, die gehe immer vor, sagt er. Seit er vor einigen Monaten ein Video hochgeladen hat, das ihn mitten in der Maisesennte zeigt, auf Platt schimpfend und lachend zugleich, weil er mit dem Trecker im matschigen Boden feststeht, ist Keno Veith zum Internetstar geworden. Hunderte von Anrufen, Mails und Posts bekommt er jeden Tag. Das sei neben der Arbeit gar nicht zu bewältigen, sagt er. „Ich tue mein Bestes, versuche viel selber zu beantworten“. Viel mache aber auch eine Agentur für ihn, denn wie gesagt: „Arbeit geht vor.“

„Hier, wo ich lebe, ist es top“, schwärmt der 37-Jährige, der jetzt in Zetel zu Hause ist. „Die Luft ist super sauber, wenn man das Fenster aufmacht, zwitschern die Vögel – was will man mehr?“ Das ist Heimat. Dafür wünscht er sich, dass die Menschen wieder mehr Wertschätzung für die Landwirtschaft und für die Lebensmittel haben, die hier erwirtschaftet werden. Jetzt, wo er so bekannt geworden ist, will er das nutzen. „Über meine Reichweite werde ich jetzt mehr gehört. Es wäre eine Schande, wenn ich das nicht nutzen würde, denn es gibt kein Leben ohne Landwirtschaft.“

Annette Kellin

Es sind die Menschen

Interview mit dem Kabarettisten Dietmar Wischmeyer

Was bedeutet Ihnen Heimat?

Vertrautheit mit der Umgebung, Ruhe, wiederkehrende alltägliche Abläufe, Platz im Kopf, um sich um die wesentlichen Dinge zu kümmern. Wenn man lange genug irgendwo wohnt, stellt sich das Gefühl von selbst ein – immer vorausgesetzt, der Ort entspricht der eigenen „Heimat-Blaupause“ im Kopf.

Was brauchen Sie, um sich wohlzufühlen?

Die Abwesenheit jeglicher Version von Köln und ähnlichen absurden Siedlungsformen. Zahlreiche Bäume in annehmbarer Größe, ausreichend Fläche ums Haus, viel „Gegend“ in der Nähe. Und ab und zu Sonnenschein ist auch angenehm.

Als bekennender Niedersachse: Was finden Sie an dieser Region und den Menschen besonders liebenswert?

Die Unaufgeregtheit der Landschaft und der Bewohner, dass die Römer hier nie als Besatzer waren, dass die Zwangs-Christianisierung ein halbes Jahrtausend später eintraf als im Süden (dann allerdings auch brutal), dass der Protestantismus sich sogar bis in die katholische Kirche vorgearbeitet hat und dass die SPD hier eine normale Partei ist – insgesamt ist hier einfach alles besser als woanders, kann man nix dran machen.

Welchen Tick, welche Marotte finden Sie an den Menschen besonders interessant?

Die Einsilbigkeit: Tach. Moin. Jau. Nä. Schiet wat! Ein komplettes Gespräch!

Für welche Region Niedersachsens schlägt Ihr Herz am höchsten – Hannover, Braunschweig, Osnabrück oder Oldenburg?

Da ich in Schaumburg wohne, aber im Westen Niedersachsens aufgewachsen bin, pendelt der Ausschlag hin und her: An meinem jetzigen Wohnsitz schätze ich, dass Schaumburg am Eingang des Weserberglandes liegt, einer der schönsten Landschaften in Niedersachsen und dabei nicht so

kitschig wie ähnliche Flusslandschaften im Süden und Westen Deutschlands. Im Westen Niedersachsens mag ich das Emsland am liebsten, aber auch Südoldenburg, das Artland, Bersenbrück usw. Ich muss zugeben, da ist es nicht so sehr die Landschaft, sondern es sind die Menschen. Keine zwei Minuten, und ich fühle mich dort in jeder Gesellschaft sofort zu Hause.

Was verbinden Sie mit der Region Oldenburg?

Wenn man von Oldenburg aus irgendwo anders hin will in Deutschland, dann dauert das lange oder ist sehr umständlich. Der alte Großherzog unterhielt sogar einen eigenen Bahnhof in Osnabrück, um mal rauszukommen. Deshalb haben die Oldenburger die Welt zu sich in die Stadt geholt – und das prägt die Lebensqualität. Nur ein Beispiel: das Horst-Janssen-Museum. Hat nicht Oldenburg sogar einen Überseehafen an der Hunte? – Sagenhaft! Das einzige, das ich nicht verstehe, ist, warum so viele Oldenburger (hauptsächlich -innen) mit diesen ergonomisch katastrophalen „Holandrädern“ rumfahren.

Was raten Sie Neuzugezogenen, wie sie schnell in Niedersachsen heimisch werden? (Mit dieser Frage sind auch Menschen mit hessischem oder bayerischem Migrationshintergrund gemeint.)

Ich rate zu dem niedersächsischen Dreiklang: „Drink wat kloar is, segg wat woar is, frie wat dor is.“ (Trinke Klaren, sag die Wahrheit und heirate, wen du vorfindest.)



Was wünschen Sie sich an Veränderungen für die Region Niedersachsen, damit sie den Menschen Heimat bieten kann?

Weniger Windräder, weniger Biogas, weniger Mastställe und weniger, die dagegen sind – alles zusammen wäre mehr.

Das Interview führte
Pfarrer Hans-Werner Kögel.

Zur Person

Dietmar Wischmeyer, geboren 1957 in Melle-Oberholsten am Wiehengebirge, ist deutscher Autor, Kolumnist und Satiriker. Nach seinem Wehrdienst studierte Wischmeyer Philosophie und Literaturwissenschaften an der Universität Bielefeld. Seine berufliche Laufbahn begann er 1988 im Radio, zunächst als freier Mitarbeiter für Radio ffn mit der Comedyserie „Der kleine Tierfreund“ im „Frühstyxradio“. 1988 war er an der Entwicklung des Gesamtkonzepts Comedy des Senders beteiligt. Im November desselben Jahres startete die wöchentliche „Das Frühstyxradio“, für die Wischmeyer einen Großteil der Beiträge lieferte. Es folgten Fernsehauftritte, Bühnenproduktionen, Lesereisen sowie die Veröffentlichung von über 40 Büchern und Tonträgern. Im Fernsehen tritt er regelmäßig in der ZDF-Satiresendung „heute show“ auf. Unter anderem wurde er mit dem Deutschen Radiopreis (2014), dem Deutschen Fernsehpreis (2014) und dem Deutschen Comedypreis (2012 und 2017) ausgezeichnet.

Zu Hause ist da, wo die Familie ist

Elena Wilhelm kam als Kind aus Russland nach Deutschland und fühlte sich freundlich aufgenommen



Elena Wilhelm mit einem Glas Barberry-Tee, dessen Geschmack an eine beliebte russische Bombonsorte erinnert.

Zur Person

Geboren wurde die heute 29-jährige Elena Wilhelm als jüngstes von drei Geschwistern in der russischen Stadt Omsk, lebt jedoch seit ihrem fünften Lebensjahr in Deutschland. Mit ihrem Mann Juri Utwich und ihren beiden Kindern, dem zweieinhalb Jahre alten Lenart und der drei Monate alten Louisa Katharina, wohnt sie in Molbergen im Landkreis Cloppenburg. Derzeit befindet sich die studierte Sozialpädagogin in Elternzeit, arbeitet sonst an einer Schule in der Kreisstadt. Der evangelisch-lutherischen Kirche in ihrer Gemeinde fühlt sich die 29-Jährige sehr verbunden: Im vergangenen Jahr betreuten sie und ihr Mann gemeinsam mit anderen Mitgliedern der Kirchengemeinde Molbergen den Stand der Aussiedlerseelsorge auf dem Evangelischen Kirchentag in Berlin. Für sie sei das ein ganz besonderes Ereignis und Erlebnis gewesen, erzählt sie.

Elena Wilhelm war fünf, als ihre Familie nach Deutschland kam. „Meine Eltern waren überzeugt, dass es uns Kindern hier besser gehen würde“, erzählt sie. Dafür liebten Mutter und Vater, beide deutscher Abstammung, viel zurück – gute Jobs, ein hohes Ansehen. Elena Wilhelm selbst erinnert sich nur bruchstückhaft an das Leben in Russland. Sie wisse noch, dass die Familie in einem grünen Haus mit großem Garten gewohnt habe. Dass es dort Schweine, Hühner und einen bissigen Hund gab.

In Deutschland blieb die Familie eine Weile in Kiel, in Bramsche und in Ankum. Ihre letzte Station war damals Molbergen. Dort leben Elena Wilhelm und ihre Eltern noch heute. Die 29-Jährige ist froh, die beiden in der Nähe zu haben, immer auf ihre Unterstützung zählen zu können. Auch deshalb entschied sie sich mit ihrem Ehemann Juri Utwich dazu, ein Haus in der Gemeinde zu kaufen.

Gern auf dem Land

„Molbergen ist ein schöner Ort, um Kinder großzuziehen“, schwärmt sie. Der zweifachen Mutter gefällt das Ländliche. Die Chance, gelegentlich auch mal ein paar Tiere herumlaufen zu sehen. Und die Menschen? Es könne schon sein, überlegt die Molbergenerin, dass die Leute in dieser Region etwas konservativer seien, etwas distanzierter. Das störe sie aber nicht, im Gegenteil.

Mit der direkten Art der Menschen in Russland sei sie zumindest auf ihren Reisen dorthin nie warm geworden. Dreimal kehrte die Aussiedlerin in das Land zurück, besuchte Moskau, St. Petersburg und ihren Geburtsort Omsk. „Zum Ende meines Studiums bekam ich ein Stipendium, um an einer Sprachschule in Omsk mein Russisch zu verbessern. Es war spannend zu sehen, wo ich herkomme“, sagt Elena Wilhelm. Und doch: Richtig wohl habe sie sich dort nicht gefühlt, sei oft angespannt gewesen

– auch wegen des anderen Lebensstandards und der ihr fremden Mentalität. Die Rückreise nach Deutschland erlebte sie jeweils als befreiend, als ein „Nach-Hause-Kommen“.

Kirche gehört dazu

Zu Hause. Heimat. Das ist für Elena Wilhelm da, wo ihre Familie ist. Wo Freiheit und Sicherheit sind. Dazu gehört für die Protestantin auch die Kirche. Gerade in herausfordernden Zeiten schätze sie es, in die Kirche gehen zu können und in Pfarrer Oliver Dürr neben der Familie einen weiteren Ansprechpartner zu finden. Während

sie selbst im Moment aber nur noch wenig Zeit hat, sich in der Gemeinde zu engagieren, ist ihr Mann Juri umso aktiver.

„Er hat schon an seinem vorherigen Wohnort Essen (Oldenburg) viel Jugendarbeit gemacht“, berichtet Elena Wilhelm. Das sei etwas, was er brauche, um sich wohlfühlen.

Bei denen läuft es zu Hause ähnlich.

Vor drei Jahren heiratete das Paar, feierte eine russisch-deutsche Hochzeit. „Wir hatten das Gefühl, dass uns die rein deutschen Traditionen nicht widerspiegeln“, sagt die 29-Jährige. Es hat sie ebenfalls geprägt, was ihre Eltern ihr vorgelebt haben, und spielte nicht zuletzt auch bei der Wahl ihrer Freunde eine Rolle. „Man hat sich eher mit Kindern zusammengesetzt, die den gleichen Hintergrund hatten wie man selbst. Wo man wusste: Bei denen läuft es zu Hause ähnlich“, erinnert sich Elena Wilhelm. Inzwischen sei ihr Freundeskreis deutlich gemischerter – vor allem dank ihrer Arbeit, durch die sie viele neue Leute kennengelernt habe.

Zum Thema Integration sagt sie heute: „Es macht sicher einen Unterschied, wie ich ankomme und aufgenommen werde. Und ob ich einen guten Job finde.“ Klar ist: Bei ihr und ihrer Familie hat es geklappt.

Melanie Thiel de Gafenco

Wo du dein Herz verankerst

Auslandspfarrerin Heike Jakubeit berichtet aus Pretoria über ihre Heimatgedanken

„Home is where you anchor your heart.“ („Heimat ist da, wo du dein Herz verankerst.“) Fast unzählbar sind die vielen Kissenbezüge, auf denen dieser Spruch in Gästehäusern in Südafrika zu lesen ist. Eine Fastfood-Kette möchte mit diesen Worten eine emotionale Bindung herstellen. Eine Werbung, sich wohl zu fühlen auf der Durchreise – oder für den Moment.

Seit viereinhalb Jahren habe ich nicht aufgehört, hier mein Herz zu verankern. Menschen, Kultur, Tiere, Landschaften und Entdeckungen haben es mir leicht gemacht. Auch wenn es meiner Meinung nach ein Land ist, das aufgrund seiner vielen Spannungen Menschen in sich spaltet.

Die Kolleginnen und Kollegen, die von der EKD nach Namibia und Südafrika in Partnerkirchen entsandt wurden, sprechen in der Einschätzung der Situation von einem „hochkomplexen Level der Verwirrung“. Miteinander-Umgehen nach der Zeit der Apartheid gelingt nur dann, wenn alle in der „Regenbogennation“ sich auf einen Wechsel der Perspektive einlassen. Wie denkt, wie tickt der andere – und warum? Welche Wünsche und Ängste für sein Leben bewegen ihn? Die Wunden der Vergangenheit heilen viel langsamer als erhofft. Wer gönnt dem anderen wie viel Heimat?

Ein Blick auf die Gemeinde, in der ich arbeite: Für die Deutschstämmigen der St.-Peter-Gemeinde ist Heimat der Gottesdienst in ihrer Sprache. Hier fühlen sie sich geborgen. Die Gottesdienste in englischer Sprache und in Afrikaans haben mich erleben lassen, dass meine Geborgenheit weniger die Sprache als der gemeinsame Glaube an Jesus Christus ist. Geistliche Heimat, völlig ortsunabhängig.

Ich vermisse nichts

Als Cloppenburglerin klopft nach der Abfahrt Ahlhorn mein Herz vor Freude. Automatisch stellen sich die Geborgenheit der Kindheit, Gefühle und Düfte ein. Eine Fahrt in die Wesermarsch macht mein

Herz froh. So viele tragende Begegnungen verbinde ich mit dieser Zeit. Wertvolle Erinnerungen, die bleiben. Ich musste meine Heimat ja auch nicht verlassen. Ich wollte neue Räume entdecken, hatte den Wunsch, dem vertrauten Alltag zu entwachsen. Den „Deutschen Bäcker“ und die „Deutsche Schlachtere“ im Osten von Pretoria brauche ich nicht. Wenn mich jemand fragt, was ich vermisse, dann sage ich: „Nichts“, weil es nun mal so ist. Über das Haarspray, das es nur in Deutschland gibt und das der Besuch mitbringt, freue ich mich trotzdem riesig. Ob man seine Heimat freiwillig oder gezwungenermaßen verlässt, macht einen großen Unterschied.

Die aufgrund äußerer Umstände verlorene Heimat ist etwas, das meine Familiengeschichte stark geprägt hat. Beide Elternteile sind als Flüchtlingskinder mit entsprechenden Erfahrungen und Erinnerungen aufgewachsen. Mein Großvater väterlicherseits nahm keine Entschädigung für seinen Besitz an. Er war der Meinung: Die Heimat, wenn man sie wirklich liebt, verkauft man nicht. Losgelassen hat er sie. Dass man weiterziehen kann, um neu anzufangen, sich einlassen muss auf eine neue und veränderte Gegenwart, hatte er uns vorgelebt.

Für die von der EKD Entsandten gibt es eine Vorbereitung auf die Rückkehr in die Heimat. Die Zeit bleibt nirgendwo stehen. Gegebenheiten ändern sich. Ein Einfachso-Weitermachen am Ausstiegspunkt ist nicht möglich. Selbst wenn es so wäre: Wer zurückkehrt, ist mit den gemachten Erfahrungen nicht mehr der- oder dieselbe. Der mir am nächsten stehende Kollege kehrt im nächsten Monat in seine Heimatkirche zurück. Das lenkt meine Gedanken gelegentlich auch wieder Richtung Heimat. Mit guten Gefühlen, reich beschenkt und dankbar für die Ermöglichung meines Aufenthaltes hier stellt sich beides ein: Wehmut und Vorfreude. „Home is where you anchor your heart.“

Pfarrerin Heike Jakubeit

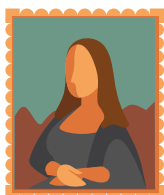


Zur Person

Heike Jakubeit (50) ist Pfarrerin der Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg und seit September 2013 von der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) in die Partnerkirche, die Evangelical Lutheran Church in Southern Africa (N-T) (ELCSA (N-T)), entsandt. Ihr Dienstort ist die Ev.-luth. St.-Peter-Gemeinde in Pretoria, in der Deutsch, Afrikaans und Englisch gesprochen wird.

ZIEL

Wat so



START

chall dat ween?

Das Spiel zum Oldenburger Land



Spielanleitung

.....

Ziel des Spiels ist es, als erstes Team den Weg auf dem Spielbrett zu bestreiten. Jedes Team fängt mit einer Spielfigur auf der Startkirche an. Um voranzukommen, müssen die Begriffe auf den Karten erraten werden. Dafür gibt es drei Arten, die Begriffe zu erklären: malen, umschreiben oder pantomimisch darstellen. Die Zahl bei den Begriffen gibt an, wie viele Felder das Team vorwärts gehen kann, wenn der Begriff richtig geraten wird. Zum Erklären des Begriffes haben die Spielerinnen und Spieler jeweils 90 Sekunden Zeit.

Spielen nur drei Spielerinnen oder Spieler das Spiel, werden keine Teams gebildet, sondern jede/r spielt für sich. Vorwärts ziehen dürfen dann die Spielerinnen oder Spieler, die bzw. der den Begriff erklärt hat, und die Spielerin oder der Spieler, die bzw. der den Begriff richtig erraten hat.

Benötigt werden neben den 20 Spielkarten noch Spielfiguren, Papier, Stifte und eine Uhr zum Zeitnehmen.



Malen



Umschreiben



Pantomime

In der Welt habt ihr Angst

... aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden (Johannes 16,33)



Zur Person

Am 27. Januar wurde Pfarrer Thomas Adomeit (48) auf der außerordentlichen Tagung der 48. Synode der Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg zum nebenamtlichen Oberkirchenrat gewählt. Er übernahm vom 1. Februar an die Vertretung im Bischofsamt der oldenburgischen Kirche bis zum Amtsantritt einer Nachfolgerin oder eines Nachfolgers von Bischof Jan Janssen. Die Stelle ist längstens auf die Dauer von zwei Jahren beschränkt. Seit 2009 war Adomeit Persönlicher Referent des Bischofs sowie Leiter des Bischofsbüros. Von 2007 bis 2009 hatte er die Leitung der Akademie der oldenburgischen Kirche inne und war zuständig für die Missions- und Ökumenearbeit. Von 2004 bis 2007 war er Gemeindepfarrer in Bad Zwischenahn, zuvor beauftragt mit der Organisation des Landeskirchentages „Mehr Himmel auf Erden“ im Juni 2004. Nach dem Studium der Ev. Theologie in Mainz, Berlin (Humboldt-Universität) und Marburg wurde Adomeit im September 2002 ordiniert.

Über 90 Prozent der Menschen in Deutschland verbinden den Begriff Heimat mit ihren Beziehungen zu Familie und zu Freunden. So gab es kürzlich das Meinungsforschungsinstitut Forsa bekannt. Heimat ist wieder aktuell. Der negative Beigeschmack, den der Begriff in der jüngeren deutschen Geschichte noch hatte, verschwindet allmählich. In den vergangenen Jahren hat sich ein neues Bewusstsein für das eigene Land und damit auch für die Heimat entwickelt. Sie erinnern sich sicher an die Fußballweltmeisterschaft 2006, als an Autos zum ersten Mal zahllose deutsche Fahnen wehten und in den Stadien die Nationalhymne von Tausenden mitgesungen wurde. Mittlerweile gibt es für die Bundesrepublik sogar einen Heimatminister.

Heimat wird als Beziehungsgeschehen verstanden

Das Neue Testament kennt den Begriff Heimat gar nicht explizit. Jesus ist nach den Erzählungen der Evangelien nicht in bestimmten Beziehungen oder Regionen verwurzelt. Der Sohn Gottes ist ein Wanderprediger, der nichts hat, wo er sein Haupt hinlegt (Matthäus 8,20), dessen Jünger Beruf und Familie zurücklassen, um ihm nachzufolgen (Lukas 5,11), der seine Familie verleugnet und diejenigen als seine Geschwister bezeichnet, die Gottes Willen tun (Markus 3,33-35).

Jesus ist in diese Welt gekommen, um uns Menschen zu sagen, dass wir Gottes Kinder sind – und um uns zu zeigen, was das bedeuten kann. Mit diesem Auftrag will er nicht im begrenzten Raum einer geografischen, kulturellen oder familiären Heimat bleiben. Er geht zu denen, die der Liebe Gottes bedürfen: zu Armen und Kranken, zu Ausgestoßenen und Fragenden. Und im Gleichnis vom Barmherzigen Samariter (Lukas 10,25ff.) wird dabei sogar die Grenze einer Volkszugehörigkeit überwunden: Es ist der Mensch aus Samaria, der dem Überfallenen seine Liebe schenkt und damit Gottes Willen tut.

Heimat wird als Beziehungsgeschehen verstanden und ereignet sich überall dort, wo Menschen sich begegnen und verbinden – damals und heute. Auf diese Weise entsteht auch dort Heimat, wo Menschen sich als Christinnen und Christen begegnen mit dem gemeinsamen Ziel, Gottes Willen in dieser Welt zu tun.

Heimat kann werden, wo Beziehungen entstehen

Die Evangelien erzählen Geschichten, in denen Menschen Angst haben: die Ehebrecherin vor der Steinigung, die Jünger im Sturm, Jesus selbst am Kreuz. Und sie erzählen, wie Jesus den Grund der Angst besiegt: Den Pharisäern und Schriftgelehrten hält er den Spiegel vor, der Sturm wird leise, dem Tod folgt die Auferstehung. Die Welt kann uns Angst machen. Aber in der Nachfolge Christi können wir zuversichtlich und mutig sein.

Dass dieses Anliegen und dieser Anspruch, Gottes Willen in dieser Welt zu tun, nicht einfach zu leben sind, weiß Jesus sehr wohl – letztlich hat er selbst sogar mit seinem Leben dafür bezahlt. Und dennoch spricht er uns Mut zu, indem er sagt: In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden (Johannes 16,33). Man könnte es auch so sagen: Ich weiß um eure Angst, wie bedrängt ihr euch oft in dieser Welt fühlt. Lasst euch nicht unterkriegen. Seid getröstet, denn ich habe den Grund eurer Angst besiegt.

Und mit dem Blick um uns herum lassen sich viele entdecken, die mutig Christus nachfolgen: Statt sich zu ängstigen und zurückzuziehen, engagieren sich Menschen, gehen auf andere zu. Eine Heimat kann werden, wo Kontakte geknüpft werden und Beziehungen entstehen. Und so kann eine neue und gemeinsame Heimat auch mit den und für die Menschen wachsen, die ihre alte Heimat tatsächlich verloren haben.

Oberkirchenrat Thomas Adomeit

Wir müssen die Probleme benennen

Über die Wut im Land und wie ihr zu begegnen ist

Mein Land hat sich verändert. Es ist so wütend geworden. – Zuerst gab es diese Wut im Internet zu besichtigen. Rechte Pöbler lärmten dort, sie waren laut, unflätig, peinlich. Aber sie ließen sich wunderbar ignorieren in ihren Filterblasen. Doch dann platzte die Wut zunehmend in mein Leben. Und sie war nicht mehr unflätig und peinlich – sie war normal geworden. Sie war so normal geworden, dass eine rechtsradikale Partei in den Bundestag einziehen konnte. Die AfD ist jetzt die größte Oppositionspartei. Es könnte sein, dass auch einige meiner Bekannten die AfD gewählt haben. Nie zuvor hatte es so viel Diskussion gegeben, wenn wir uns trafen, nie zuvor waren die Diskussionen so zornig.

In den Diskussionen ging es oft um Flüchtlinge. Es ging aber auch um andere Themen, um den Diesel etwa, um die Rente und um Globalisierung. Aber eigentlich ging es immer: um Gerechtigkeit. – Meine Bekannten sind Handwerker, Angestellte, Arbeiter. Ich verstand, dass sie sich im Stich gelassen fühlten. Wackelten nicht schon lange die Stützpfeiler ihres Lebens? Aus dem Arbeitslosengeld war Hartz IV geworden, Tarifverträge griffen immer seltener, die Rente reichte häufig kaum zum Leben. Nicht einmal der Diesel war sein Geld noch wert.

Vor allem aber galten offenbar die alten gesellschaftlichen Verträge nicht mehr: Wenn du arbeiten gehst und Geld zurücklegst, kannst du dir einen bescheidenen Wohlstand leisten und brauchst im Alter keine Not zu leiden. War es gerecht, dass wir Menschen, die nie hier gearbeitet hatten und möglicherweise nie arbeiten würden, all das ebenfalls als Grundausstattung versprochen? Und würfeln ihre selbstbewusst ausgestellte Kultur, Religion und Tradition unser Werte-Koordinatensystem völlig durcheinander?

Ich verstand: Viele meiner Bekannten verloren ihren Halt. Sie fühlten sich belogen von der Politik, mindestens aber überse-

hen. – Ich schrieb meine Beobachtungen für die Nordwest-Zeitung auf, der Text erschien unter der Überschrift „Die Wut der ganz normalen Leute“. Noch nie bekam ich so viele Rückmeldungen auf einen Artikel. Hunderte Leser schrieben mir, sie erzählten mir aus ihrem Leben und von ihren Ängsten, sie sagten: Wir fühlen genauso wie Ihre Bekannten. Viele schrieben, sie hätten diesmal AfD gewählt. Andere sagten, sie hätten es nicht getan, aber darüber nachgedacht.

Ich fragte mich: Wie groß kann diese rechtsradikale Partei werden, wenn es uns nicht gelingt, diese Wut der normalen Leute einzudämmen? Vor wenigen Wochen hielt ich auf Einladung der Kirche einen Vortrag über die „Wut der ganz normalen Leute.“ Der Saal war voll, die Zuhörernden hatten meinen Text gelesen. Wir diskutierten lange, stritten auch, vor allem aber hörten wir einander zu.

Rudolf Augstein, der „Spiegel“-Gründer, hatte den journalistischen Leitsatz ausgegeben: „Sagen, was ist.“ Das gilt heute mehr denn je: Wir müssen sprechen, wir müssen die Probleme benennen. Wenn es irgendwo klemmt, weil Kulturen aufeinander treffen, so wie zum Beispiel bei der „Tafel“ in Essen, dann müssen wir das sagen. Sachlich, nicht beleidigend. Wahrhaftig, nicht beschönigend aus falscher Zurückhaltung. Niemand darf mehr das Gefühl haben, belogen zu werden. Wir werden kein Problem lösen, wenn wir es nicht vorher benennen.

Sprechen heißt aber auch: widersprechen. Wenn jemand die Unwahrheit sagt, dann müssen wir auch das sagen. Wir Journalisten können solche Gespräche anstoßen, wir können sie moderieren, zum Beispiel auf unseren Leserbriefseiten und in unseren Online-Foren. – Mein Land darf sich noch viel mehr verändern: Es muss wieder diskutieren lernen.

Karsten Krogmann



Zur Person

Karsten Krogmann, geboren 1968 in Cloppenburg, arbeitet als Reporter der Nordwest-Zeitung in Oldenburg. Für seine Reportagen wurde er vielfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem wichtigsten deutschen Zeitungspreis, dem Theodor-Wolff-Preis. 2017 wurde er zum wiederholten Mal von der Jury des „Medium Magazins“ unter die Top Ten der deutschen „Journalisten des Jahres“ gewählt. Krogmann hatte unter anderem über die Krise beim Energieversorger EWE und über die umstrittenen Veränderungen im Küstenort Dangast berichtet und damit bundesweit Aufmerksamkeit erregt. Sein Kommentar am 27. September vergangenen Jahres über die „Wut der ganz normalen Leute“ hatte eine lebhaftige Diskussion ausgelöst. Er ist unter <http://bit.ly/2fe0qwn> abrufbar.

Der 49-Jährige ist Mitglied im gemeinnützigen Journalistenverein „Netzwerk Recherche“ e.V. und spielt Bass in der Heavy-Metal-Band „ForeMen“.

Zwischen Angst und Vertrauen

Heimat ist immer ein gutes Gefühl



Zur Person

Carsten Feist ist 49 Jahre alt, verheiratet und Vater zweier erwachsener Söhne. Er lebt und arbeitet in Wilhelmshaven und leitet in der Stadtverwaltung das Referat für Jugend, Familie, Bildung, Sport, Prävention und Migration.

Seit Wochen hält die Jugendliche Polizei, Rettungsdienst und Jugendamt in Atem. Kaum ein Tag, kaum eine Nacht, in der sie nicht mit neuen Attacken für größere Einsätze sorgt. Ruhestörung, massive Sachbeschädigung, Ladendiebstahl, Beleidigungen, Widerstand gegen Polizeibeamte, Gefährdung des Straßenverkehrs, verschiedene Formen der Körperverletzung. Es geht immer in die Vollen, immer das große Programm, sie ist stets am Limit und bringt auch die Einsatzkräfte an die Grenzen ihrer Belastbarkeit.

In einer der langen Nächte voller Aufregungen kommt es zu einem kurzen Gespräch. Ein erschöpfter Teenager berichtet in einem kahlen weißen Raum aus seiner Seele. Das Wort „Angst“ fällt nicht ein einziges Mal in diesem Gespräch, und doch ist es das zentrale Thema der Unterhaltung.

Angst vor sich selbst. Angst vor dem Heute und dem Morgen. Angst vor Menschen, die die Jugendliche zu oft verletzt und enttäuscht haben. Angst davor, es nicht zu schaffen, ihre Mutter mal wieder in den Arm zu nehmen nach all den Kämpfen der letzten Jahre. Angst vor dem Verlust des schwer erkrankten Großvaters. Weitere Ängste – unausgesprochen. Heimatlose Ängste, die sich ein Ventil suchen und dabei einen Weg beschreiten, der viele irritiert und vieles beschädigt.

Die Jugendliche hat sehr viele Ressourcen. Sie steckt voller Energie und auch voller Hoffnungen. Sie kann ihr Leben in den Griff bekommen, wenn sie eine Heimat findet für ihre momentan rebellierende Seele. Wenn ihre Ängste beherrschbar werden, wenn Vertrauen zurückkehrt in ihr Leben. Heimat ist Vertrauen, das Kraft gibt und Ängste zulässt, ohne von ihnen beherrscht zu werden.

Szenenwechsel.

Ein Jugendlicher feiert im Kreise seiner Familie und Freunde seinen achtzehnten

Geburtstag. Es ist eine fröhliche Feier in vertrauter Runde. Es wird getrunken, gegessen, getanzt und geredet. Bilder aus dem jungen Leben des nunmehr volljährigen Gastgebers laufen im Hintergrund über eine Leinwand und sorgen für Heiterkeit bei allen Gästen. Alles ist vertraut, nichts ist peinlich. Ein Abend zum Wohlfühlen für alle Anwesenden.

„Ihr habt mir Mut gemacht“

Die Eltern sind sichtlich stolz auf ihren Sohn. Als die Feier auf der Zielgeraden ist, die Musik ruhiger wird, die ersten Gäste sich auf dem Heimweg befinden und die Kaffeebecher die Biergläser auf den Tischen ablösen, traut sich der Vater die Frage zu stellen, die ihn schon länger beschäftigt.

„Was haben wir nach deiner Meinung in deiner Erziehung richtig und was falsch gemacht?“ – Die Antwort kommt prompt. „Ihr habt mir immer Mut gemacht, mich zu Erfahrungen eingeladen. Ich durfte mich ausprobieren, mich selbst spüren. Ich hatte nie Angst vor dem Neuen, ich hatte nie Angst vor dem Scheitern. Ihr habt mir immer etwas zugetraut und mir vertraut. Ich wusste immer, wo ich hingehöre, ich hatte immer ein Zuhause. Und das fühlt sich richtig gut an!“

Junge Menschen stark machen, ihnen Zutrauen geben. Das gibt Halt. Es nimmt Kindern und Jugendlichen zwar nicht ihre Ängste, verleiht ihnen aber die Kraft, konstruktiv damit umzugehen. Gut bearbeitete und verarbeitete Ängste können eine Quelle von Kraft, Mut und Perspektive sein. Und das ist es, was junge Menschen brauchen: Zuversicht, Urvertrauen und Perspektiven. Es geht also nicht darum, Ängste zu verdrängen. Es geht darum, den jungen Seelen eine Heimat zu geben. Einen Ort und ein Gefühl der Sicherheit und Geborgenheit. Heimat ist insofern immer ein Gefühl. Ein gutes Gefühl!

Carsten Feist

Scheinriese Heimat

oder: Die Sehnsucht nach Geborgenheit

Das vielleicht schönste Sinnbild für die Sehnsucht nach der Heimat hat Michael Ende in seiner Geschichte „Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer“ gefunden. Die beiden stoßen bei ihrer Reise auf den Scheinriesen Tur Tur. So wie dieser aus der Ferne groß wirkt und beim Annähern auf Normalmaß schrumpft, so ist die Sehnsucht nach der Heimat umso größer, je weiter die Entfernung zu ihr ist.

Heimat ist ein menschliches Grundbedürfnis, das aus einer Fülle von Kriterien besteht. Zuerst sind es die Menschen, die einen Ort zur Heimat machen. Mit ihnen verbinden sich Eindrücke und Erinnerungen, die wesentlich zum Heimatgefühl beitragen. Und doch: Zum tiefen Heimatgefühl gehört mehr, etwa die Landschaft. Wer an der Küste aufgewachsen ist, wird von Wind und Wellen auch in fernen Ländern an seine Heimat erinnert. Und schon das Bild eines imposanten Bergmassivs löst in einem Bayern oder Schweizer die Sehnsucht nach der Heimat aus.

Heimatgefühle sind „en vogue“

Lange hing dem Begriff „Heimat“ ein Beigeschmack an; erst in jüngster Zeit ist er wieder in den allgemeinen Sprachgebrauch zurückgekehrt. Zeitschriften von „Landlust“ bis „hygge“ machen deutlich, dass Heimatgefühle „en vogue“ sind. Mehr noch: Nicht erst mit der Bildung eines Heimatministeriums darf in der Politik wie im Alltag wieder über Heimat gesprochen werden, ohne sich dem Revanchismus-Vorwurf ausgesetzt zu sehen.

Das war nicht immer so. Nach dem Zweiten Weltkrieg, als die Heimat buchstäblich in Schutt und Asche lag, erfüllte die wieder erwachende Filmindustrie mit Heimatschnulzen, mit Bildern intakter Landschaften und heiler Familien die Sehnsucht, die im jahrelangen Bombenhagel hatte untergehen müssen.

Es folgten die Aufbruchsjahre. Mit dem westdeutschen Wirtschaftswunder zog es

die Menschen nach draußen. Die Heimat galt fortan als beengend. Nur die Heimatvertriebenen hielten die Fahnen ihrer Landsmannschaften hoch. In dieser Zeit wurde deutlich, dass die Sehnsucht nach Heimat zur Kriegsgefahr werden kann, wenn Heimat mit Vaterland gleichgesetzt wird. Doch dieselbe Gefahr birgt ihre Umkehrung – der Drang nach mehr Land für ein „Volk ohne Raum“. Das hatten die Jahre der NS-Herrschaft gelehrt.

Sehnsucht nach Heimat ist menschlich

Und diese Lehren zeigten Wirkung. Deutschland wurde zu einem entscheidenden Baustein einer Europäischen Union, und die Nachkriegsgeneration betrachtete ein Europa ohne Grenzen als ihre Heimat. Krisen drängten Menschen in anderen Teilen der Welt aus ihrer Heimat. Dies schürte wiederum hier die Angst, aus der eigenen Heimat verdrängt zu werden.

Ist die Sorge um einen vermeintlichen Heimatverlust Ursache für ein Wiedererwachen der Sehnsucht nach Heimat? Wenn überhaupt, dann nur marginal. Denn die Sehnsucht nach Heimat, nach Geborgenheit und Zugehörigkeit, ist nur allzu menschlich. Heimat ist wichtig für unser seelisches Gleichgewicht. Sie gibt uns Sicherheit.

Aber diese Heimat verändert sich ständig – und wir uns mit ihr. Nicht zuletzt durch die Menschen, die dazukommen. Das erleben wir schon im Kleinen im Zugabteil. Die hier zufällig entstandene Gruppe entwickelt eine Art Heimatgefühl, wenn eine neue Person dazukommt. Bis zum nächsten Halt kann dieser „Eindringling“ aber auch dazugehören. Menschen, die sich wegen solcher Eindringlinge dauerhaft Sorgen machen und sie deshalb ausgrenzen, werden letztlich selbst von der Gesellschaft ausgeschlossen. Heimat ist eben kein exklusiver Begriff.

Michael Eberstein



Der Scheinriese Tur Tur aus der Augsburger Puppenkiste.

Einladende Kirche

Praxisgedanken aus dem Expowal Hannover



Zur Person

Heino Masemann (56) ist evangelischer Geistlicher und Theologe. Von 1981 bis 1988 studierte Masemann Evangelische Theologie in Bethel und Münster. Im Anschluss war er zunächst ein Jahr lang Mitarbeiter der Arbeitsgemeinschaft für Gemeindeaufbau. 1991 wurde er zum Pfarrer der Hannoverschen Landeskirche ordiniert und Pfarrer in einer Landgemeinde im Elbe-Weser-Dreieck. In dieser Zeit war Masemann Kirchenkreis-Vorstandsmitglied und stellvertretender Superintendent im Kirchenkreis. In seiner Gemeinde etablierte er 1993 den Gottesdienst für Kirchendistanzierte: „gottesdienst 08/16“.

Seit 2011 arbeitet Heino Masemann als Geschäftsführer des diakonisch-evangelistischen Landesvereins für Innere Mission in Hannover. Er ist verantwortlich für Familienferienstätten auf Langeoog und Spiekeroog, Leiter des diakonischen Angebotes Notruf Mirjam und seit 2004 für die bundesweit einzigartigen „Expowal“-Gottesdienste auf dem Gelände der Expo 2000, heute Expo-Park-Hannover-Gelände. Zudem ist er Geschäftsführer der eigens für den Betrieb des Expowal gegründeten LIM WAL gGmbH.

Szene 1: Alle vierzehn Tage sonntags regt sich das Leben am äußersten Rand des Messiegeländes in Hannover. Es ist „Walsonntag“. Menschen von überall her strömen in den Expowal. Manche kommen schon um 10 Uhr, um gemütlich zu frühstücken. Gerne mit einem Glas Sekt, denn es ist ja Sonntag. Andere treffen direkt um 11 Uhr oder um 13 Uhr ein, zu Beginn der jeweiligen Gottesdienste. So unterschiedlich diese Menschen auch sind, eines verbindet sie: Sie suchen, sie fragen, sie wollen wissen, wie es sich mit der Sache mit Gott und mit dem Glauben und mit Jesus verhält. Darum haben sie sich an diesem Sonntag einladen oder von Freunden mitnehmen lassen, um das zu tun, was sie vielleicht schon lange nicht mehr getan haben: Gottesdienst zu feiern.

Szene 2: Jesus, der Christus, macht sich auf in die Städte und Dörfer. Er wartet nicht, bis die Menschen zu ihm kommen – er geht ihnen entgegen. Und predigt mit Worten und Taten Gottes Liebe. „Und als er das Volk sah, jammerte es ihn; denn sie waren verschmachtet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben.“ (Mt 9,35ff.)

Zwei Szenen, zwei Orte, zwei Zeiten – und doch passiert das Gleiche: Menschen begegnen dem Evangelium. Menschen begegnen der Liebe Gottes, zu denen ihnen andere – zuerst Jesus und heute wir Christen mit unseren Möglichkeiten – eine Brücke bauen. Seit 2004 bietet der Expowal in Hannover einen weiten offenen Raum, in dem Menschen Gott begegnen können – in Veranstaltungen, die an die Erlebniskultur unserer Zeit anknüpfen, geprägt von der Lust am Leben. Zahlreiche ehrenamtlich Mitarbeitende engagieren sich dafür. Natürlich kochen auch wir nur mit Wasser. Und natürlich sind auch unsere Kräfte beschränkt. Darum reduziert sich unser „Angebot“ im Wesentlichen auf das, „was wir können“: Gottesdienst feiern. An jedem Mittwoch ist „Walabend“: Ab 18 Uhr bieten wir eine Zeit der Begegnung unter dem Motto „Pasta, Wasser und

Wein“. Um 18:30 Uhr beginnt der einstündige Gottesdienst, der immer mit Heiligem Abendmahl gefeiert wird. Danach ist wieder Zeit zur Begegnung. Jeden 1. und 3. Sonntag im Monat ist „Walsonntag“ (außer im Juli und August). Ab 10 Uhr bieten wir Frühstück an, um 11 Uhr beginnt der erste Gottesdienst. Um 13 Uhr feiern die Langschläfer den Gottesdienst Nr. 2. Beide Gottesdienste sind identisch. Ab 14 Uhr bieten wir Mittagessen an. Die Gerichte lassen wir uns von einer Catering-Firma liefern und müssen von unseren Gästen bezahlt werden. Unser Service-Team sorgt für einen reibungslosen Ablauf des Essensangebotes. Andere Teams kümmern sich um die anderen anfallenden Aufgaben. Ein Herzstück ist das Team „Gästepflege“. Diese Mitarbeitenden mühen sich darum, dass sich unsere Gäste an diesem für sie vielfach fremden Ort wohl fühlen. Das beginnt beim Reinkommen. An der Tür werden die Gäste freundlich und mit Gummibärchen oder Schokolade begrüßt. Fragen können am Infotisch gestellt werden.

Zuwendung zu den Menschen

Insgesamt stehen alle unsere Bemühungen unter dem Motto „Zuwendung!“ Zuwendung zu den Menschen, darum geht es uns. Zuwendung zu den Menschen – sie ist nicht an ein bestimmtes Gebäude oder an einen bestimmten Ort gebunden, sondern kann überall gelebt werden: in der Dorfkirche genauso wie im Expowal. Zuwendung, die darin konkret wird, dass wir uns für jeden Menschen interessieren – wollen! Dass wir jeden Menschen so willkommen heißen wollen, wie er ist.

Szene 3: Wir im Expowal bleiben immer wieder hinter unseren Zielen und eigenen Ansprüchen zurück. Aber davon wollen wir uns nicht entmutigen lassen. Im Gegenteil. Wir wollen einander ermutigen, unseren Glauben authentisch zu leben. Und dazu gehört, immer wieder neu anzufangen. Immer und immer wieder uns den Menschen zuzuwenden.

Pfarrer Heino Masemann

(K)eine Heimat Kirche

Ein himmlisch-satirischer Visitationsbericht

Auftrag: Heimat-Suche. Ein himmlisches Visitationskommando sollte in der oldenburgischen Kirche in der Vorläufigkeit Ankerpunkte der Ewigkeit finden. „Sie haben dort unten zwar keine bleibende Stadt“, sagte Petrus ihnen am Himmelstor, „doch die zukünftige suchen sie nicht einmal mehr – jedenfalls nicht bei uns!“ – Als die Gruppe wieder heimkam, fiel die Bilanz ernüchternd aus. Dass die Kirchen liebevoll gepflegt erschienen (solange man nicht hinter den Altar oder in die Sakristei schaute), verstand sich von selbst. Doch Kirche, das war eine fremde Heimat geworden. Hier versammelten sich sonn- und feiertäglich die, die mussten: um konfirmiert zu werden die einen, um sich der nahenden Ewigkeit zu versichern die anderen. Also hatte man sich rasch auf die Visitation der Häuser verlegt, die neben dem Gotteshaus der Gemeinde ein Hafen sein wollten. Wirklich Schönes war nicht zu finden. Die meisten versprühten den Charme vergangener Zeiten. Oft in den 1970er oder 1980er Jahren gebaut, strotzten sie von Kiefernholz, gewagter Farbgebung und gepflegter Patina. Sie verströmten einen besonderen Duft, der in den Raumtextilien festsaß, die wohl aus konservatorischen Gründen nur sehr behutsam gereinigt wurden. Mancher Goldkonfirmand hätte unterm Tisch sein altes Kaugummi finden und weiter genießen können. Neonröhren tauchten alles in wohlrig-warmes Licht.

An den Wänden in den Gemeindesälen hingen die persönlichen Propaganda-Pinnwände der zumeist weiblichen und sich im Rentenalter befindlichen Macherinnen der Gemeinde. Waren diese Machwerke noch einigermaßen aktuell, zeigten die Schaukästen vor der Türe ein anderes Bild. Neben Spinnweben fand sich hier antiquarisches Gut mit Terminen von vorgestern. Nur die Hinweisschilder direkt an den Türen der Häuser, die über die Schließungen derselben (vornehmlich in den Ferienzeiten) informierten, waren stets frisch und prominent platziert. Verbote und Gebote begleiteten die Besuchenden auf weiteren Schildern bis zum Abtritt. In der Regel sagten diese, was

man tun und mehr noch, was man lassen sollte. Es ging um Sauberkeit und Ordnung. Und um Besitzstandsanzeige. In der Küche kam es zum Schilder-Tsunami. Nicht nur die Schränke waren mit Beschriftungen versehen, wie der Innenraum zu füllen sei (Henkel der Tassen immer rechts, nicht höher als fünf Tassen), sondern auch das, was im Schrank aufbewahrt wurde, war namentlich gekennzeichnet. Jeder Gruppe ihre Dosen. Manchenorts lagen liebevoll beschriftete Mitteilungszettel auf der Arbeitsplatte: „Es stinkt! Windeln nach draußen!“ (vom Seniorenkreis an die Krabbelgruppe) – „Das Geschirr in der Spülmaschine war noch nicht sauber! – Erst gucken, dann räumen!“ (von der Krabbelgruppe an die Senioren).

Die älteren Gemeindehäuser waren kleiner. Ihre Nutzer entwickelten den ungebremsten Drang, sich diese Räume mit Häkelgardinen und Fotos aus dem Gemeindeleben heimisch zu gestalten. Hier traf sich ein Ausschnitt der Senioren, als Chor, als Frühstückstreff, als Gruppe der Erwachsenenbildung, als Altenkreis. – Die neueren Gemeindehäuser waren architektonisch durchaus gelungen. Den jüngeren Menschen gefiel das Helle und Lichte. Den Gemeindegliedern eher nicht. Denen war das zu kalt. Schnell wurde das Baukonzept mittels bunt-romantischer Bibelspruch-Landschaftsposter durchkreuzt, die man mit Hammer und Nagel und unter Missachtung der Bildhängeleiste aufgehängt hatte. Das Wach- und das weitere Bodenpersonal sorgte dann rasch dafür, dass sich die Nutzung der Räume lichtete und so an das lichte Raumkonzept anpasste.

Die Kommission kam zum Schluss, dass man halt in der norddeutschen Tiefebene zu Gast war. Da war das, was war, eben da. Und das sei – im Licht der Ewigkeit betrachtet – auch nicht weiter tragisch. Denn dieses Gebiet sei ohnehin mittelfrisch abgängig. Entweder Hannover würde das schlucken oder der Meeresspiegel versenken.

Pfarrer Stephan Bohlen



Zur Person

Pfarrer Stephan Bohlen, geboren 1962, ist seit 2015 durch den Kirchenkreis Ammerland zur „Pastoralen Mitversorgung“ der Kirchengemeinde Edewecht für den Pfarrbezirk Süddorf zugeteilt. Der gebürtige Edewechter war zuvor zehn Jahre lang Pfarrer in der Kirchengemeinde Zwischenahn, Pfarrbezirk Rostrup. Davor war er von 1998 bis 2006 Pfarrer in der Kirchengemeinde Golzwarden. In seiner „Braker Zeit“ gründete er zusammen mit Anke und Stefan Stalling, Andreas Technow, Thomas Meyer, Kerstin Pflugrad sowie mit Katja Waldschmidt und Petra Bohlen das Kabarettensemble „Schwarzer Humor“, das 2003 erstmals beim Regionalen Kirchentag in Brake auftrat. Stephan Bohlen ist verheiratet und hat zwei Kinder.



Eine Heimat für viele

Gemeindehäuser sind die zentralen Anlaufpunkte für unterschiedliche Gruppen



Im evangelischen Gemeindehaus in Burhave

Ein ganz normaler Mittwoch in einem Gemeindehaus: Morgens treffen sich hier die jungen Eltern mit ihren Babys zur Krabbelgruppe, wenig später öffnet die Bücherei für die Grundschul Kinder, am späten Vormittag ziehen Essensdünfte durchs Haus, denn mittags ist hier offener Mittagstisch für alle, die nicht allein essen wollen. Um 15 Uhr kommt der Seniorenkreis zusammen, und abends schließlich treffen sich die Konfis zum Kickern. Sie alle nutzen das Haus ganz selbstverständlich – aber wie gelingt es, bei all diesen heterogenen Zielgruppen ein Gefühl von Heimat, von Willkommen zu schaffen? Für eine Antwort auf diese Frage besuchte „horizont E“ zusammen mit Gemeindeberaterin Birgit Jürgens zwei ganz unterschiedliche Gemeindehäuser.

Nach einer Fahrt durch die weitläufige Landschaft der Wesermarsch biegt Birgit Jürgens in eine kleine Straße ein. „Hier ist es“, sagt sie. „Es“ ist das evangelische Gemeindehaus in Burhave, ein langgestreckter, denkmalgeschützter Rotklinkerbau mit breitem Rundbo-

genportal. Um 1800, verrät uns Pastor Klaus Braje, der uns auf der großen Deele begrüßt, sei das Gebäude als Pastorei errichtet worden. Auch heute noch wohnt die Pfarrfamilie im hinteren Teil des Hauses. „Sauber getrennt“ sei der Wohnbereich erst seit der Renovierung 1987, erzählt Braje und führt uns nach rechts in den Gemeindesaal. Hier setzt sich der Rotklinkerboden aus der Deele fort, die Wände und die Decke sind vertäfelt, die niedrigen Fenster dem tiefgezogenen Dach geschuldet.

Gastfreundlich und unkompliziert

Gut hundert Gäste kommen pro Woche ins Gemeindehaus der Petri-Gemeinde in Burhave. „Es ist das Zentrum des Gemeindelebens“, macht der Pastor deutlich. Im Gemeindesaal finden Kirchenrats- und Ausschusssitzungen statt, Chorproben und Seniorennachmittage. Der Singkreis trifft sich hier und der Frauentreff, und auch die Butjenter Tafel findet hier statt. Mittwochs ab 12 Uhr ist die Tafel geöffnet. „Wer eher da ist, bekommt schon mal einen Tee oder Kaffee und ein paar Kekse.“ Bes-

ser als mit diesem einen Satz lässt sich die Offenheit und Gastfreundschaft, die den Besuchenden hier entgegengebracht wird, nicht beschreiben. Es ist eine unkomplizierte Atmosphäre, die sich von der unteren Etage bis hinauf ins Dachgeschoss zieht. Hier oben allerdings wirkt alles heller, jünger. Und tatsächlich: Der erste Stock ist das Refugium der Jugendgruppen. Hier findet die Konfirmandenarbeit statt, treffen sich die Vorkonfirmanden aus ganz Butjadingen und die Pfadfinder, auch die Kinderkirche und die Eltern-Kind-Gruppe haben hier ihr Zuhause. Im großen Raum mit Billardtisch und Kicker geht der Blick ins Grüne auf eine Streuobstwiese, im kleinen Raum gegenüber wird gewerkelt. Abseits von den Erwachsenen haben hier die Jugendlichen ihren ganz eigenen Bereich, ihren Rückzugsort.

Einen Rückzugsort der ganz anderen Art gibt's im Erdgeschoss, dem Gemeindesaal gegenüber: Bis unter die Decke reichen die Bücherregale mit Kinderbüchern, aktuellen Romanen, Bilder-



Klaus Braje vor dem evangelischen Gemeindehaus in Burhave

geschichten. Im Erker vor dem breiten Fenster steht ein Sofa und lädt zum Schmökern ein. Nicht nur die Gemeindeglieder, auch die Touristen nutzen die kleine Bücherei. „Hier verweilen die Leute gern – nicht nur zum Lesen, sondern auch zum Schnacken“, weiß der Pastor. Wenn er einen Wunsch frei hätte für das Gemeindehaus, was würde er ändern? Klaus Braje überlegt einen Moment. „Nichts“, sagt er. Dann, nach einer kurzen Pause, fügt er hinzu: „Aber wenn ich mir wirklich etwas wünschen dürfte, dann, dass dieses Gemeindehaus erhalten bleibt und nicht irgendwann wirtschaftlichen Aspekten zum Opfer fällt.“

Gemeindehaus und Stadtteilzentrum

Durch die breite grüne Deelentür geht's wieder zurück zum Auto und in ein völlig anderes Gemeindehaus: An der viel befahrenen Hundsmühler Straße in Oldenburg liegt St. Nikolai. Gemeindehaus und Kirchraum bilden hier eine Einheit, der Glockenturm ist vorgelagert – eine typische Architektur der frühen 1980er Jahre. „Wir sind ganz glücklich über unseren neuen Eingangsbereich“, erzählt der Kirchenälteste Kurt Dröge, der uns in St. Nikolai empfängt. Tatsächlich: Der neue Haupteingang ist ein Schmuckstück, das eine helle, freundliche Willkommensatmosphäre ausstrahlt. Durch die modernen Deckenleuchten, die im Innern des Hauses fortgesetzt werden, gelingt der harmonische Übergang vom 21. Jahrhundert in die 1980er Jahre. Auch im Gebäude ist in den vergangenen Jahren vieles getan worden: Bodentiefe Fenster geben an

vielen Stellen den Blick frei ins Grüne, ein Wintergarten im Jugendbereich sorgt für eine helle, warme Atmosphäre und den direkten Zugang in den weitläufigen Garten.

Ebenso wie Klaus Braje in Burhave kann auch Kurt Dröge aus dem Stand eine Vielzahl von Gruppen nennen, die in der Woche das Gemeindehaus nutzen. „Die Räume sind sehr gut ausgelastet“, sagt er. Zusätzlich zum rein gemeindlichen Angebot laufen regelmäßig Kurse der Familienbildungsstätte, ebenso wie in der Wesermarsch beherbergt

auch St. Nikolai eine stark frequentierte Gemeindebücherei. „Wir sind eigentlich das Stadtteilzentrum der Hundsmühler Höhe mit einem religiösen und auch kulturellen Angebot“, erklärt Kurt Dröge. Viele unterschiedlich große Räume machen die individuelle Nutzung des Gemeindehauses möglich.

Nach dem Bau des neuen Eingangsbereiches soll nun der Gemeindesaal renoviert werden. Ehe dieses Projekt realisiert werden konnte, war Überzeugungsarbeit notwendig: Hinter einem blauen Vorhang versteckt sich die Bühne, die schon lange nicht mehr benötigt wird. Hier fanden früher, vor dem Bau des Kirchraums, die Gottesdienste statt – für die Älteren ist dies mit vielen Erinnerungen verknüpft. Durch den Wintergarten geht es in den großen Garten, der im Sommer gern zum Bolzen genutzt wird. Hier wie auch im Haus ist von der Hauptstraße nichts zu hören. Eine Idylle mitten in der Stadt. Das helle Holz der neuen kleinen Kinderkirche strahlt im Sonnenlicht. Ein Generationenprojekt: Großeltern, Eltern und Enkelkinder haben sie gemeinsam gebaut. Das ist Gemeinde.

Anke Brockmeyer



Birgit Jürgens in der Kinderkirche von St. Nikolai

Das Fazit von Birgit Jürgens

Natürlich wusste ich, wie viele unterschiedliche Gruppen jeden Tag in die Gemeindehäuser kommen. Vor dem Hintergrund vieler persönlicher Erfahrungen sind die Menschen sehr mit den Gebäuden und dem, was darin passiert, verbunden. Das lässt sie die nicht ganz leichte Aufgabe der Organisation gut tragen. Was ebenfalls durch die Besuche in St. Petri und St. Nikolai in mein Bewusstsein gerückt ist: Jede Gemeinde versucht, auf die Bedürfnisse und Anfragen der einzelnen Gruppen zu reagieren und möglichst zu machen, was irgendwie geht. Und das mit durchaus begrenzten finanziellen Mitteln. Hier wird jeden Tag großartige Arbeit geleistet.



Nur Mut!

Acht Thesen zur Einsamkeit



Zur Person

Claudia Oeljeschläger (54) ist Pflegebe-raterin, examinierte Altenpflegerin und Werbekauffrau. Seit Januar 2018 leitet sie die „Seniorenbegleitung Oldenburg Süd“, ein Projekt der Offenen Altenhilfe der Stadt Oldenburg, in Trägerschaft der Ev.-luth. Kirchengemeinde Oldenburg-Osternburg. Neben dem Angebot der Pflege- und Sozialberatung findet zweimal im Monat ein Gesprächskreis für pflegende Angehörige statt. In Vorbereitung befinden sich ein MutMach-Telefon, Demenz-sensible Gottesdienste mit Erinnerungscafé, Demenz-Partner-Schulungen sowie Demenz-Begleitung im Krankenhaus. Die Teilhabe und Inklusion von Menschen mit Beeinträch-tigungen liegen der Mutter von zwei Töchtern besonders am Herzen.

Als ich gefragt wurde, ob ich einen Artikel zum Thema „Einsamkeit“ schreiben kann, habe ich ohne Zögern Ja gesagt. Zum einen ist dieses Thema spätestens seit der Errichtung eines Ministeriums für Einsamkeit in England in aller Munde, zum anderen ist es in meinem beruflichen Kontext in der Seniorenbegleitung Oldenburg Süd (SOS) allgegenwärtig.

Doch was ist unter Einsamkeit zu verstehen?

Schaut man in den Duden, steht da: Ein-samkeit; Substantiv, feminin. Einsamsein, Alleinsein, einsame Gegend. Die Vielschich-tigkeit wird an den assoziierten Worten deutlich: grenzenlos, unendlich, ertragen, aber auch gewählt, genießen, lieben und spüren. Substantive wie Verlorenheit, Ver-zweiflung, Sehnsucht, Angst, Isolation und Leere werden mit der Einsamkeit in Verbin-dung gebracht.

Folgende Thesen lassen sich daraus ableiten.

1. Einsamkeit wird positiv und negativ erlebt.

Ein Spaziergang am menschenleeren Strand. Das Betreten einer menschenleeren Parkgarage in der Nacht.

2. Einsamkeit ist gewählt oder unge-wollt.

Wir kennen sie alle, die Momente, in denen wir es genießen, allein zu sein, eins mit uns, unseren Gedanken und Gefühlen. Auf der anderen Seite die hochbetagte Witwe, die alleine lebt. Die Kinder sind weit weg, die meisten Freunde leben nicht mehr, Kontakte zu Nachbarn gibt es kaum.

3. Einsamkeit ist spürbar.

Ich bin einsam, ich bin alleine mit mir, mei-nen Gedanken und Gefühlen. Ich spüre nur mich, kein Gegenüber, keine Reaktionen, keinen Widerhall, Isolation, Leere.

4. Einsamkeit ruft Gefühle hervor.

Angst vor Kommunikation, vor der Welt außerhalb der eigenen Gedankenwelt, der eigenen vier Wände. Das Gefühl, ungeliebt und wertlos zu sein.

5. Einsamkeit hat Auswirkungen.

Rückzug, Isolation, Deprivation. Einsam-

keit ist schädlich für die Gesundheit. Es kann zu Depressionen kommen, zu Ängs-ten, zu Schlafstörungen ...

6. Einsamkeit wird individuell un-terschiedlich erlebt.

Es gibt die Menschen, die gerne für sich sind, die viel Zeit alleine verbringen.

7. Einsamkeit bedeutet einen Man-gel an Kommunikation.

Es fehlen die Gesprächspartner, die Gele-genheiten zum Austausch.

8. Einsamkeit hat eine gesellschaftli-che Relevanz.

Jede bzw. jeder Dritte über 60 Jahre ist laut eines Artikels im Tagesspiegel ein-sam, leidet an Einsamkeitsgefühlen. Viele von ihnen führen nur einmal im Monat ein Gespräch mit einem Freund oder Angehörigen. Aber auch die jüngere Ge-neration fühlt sich immer einsamer. Das hat Auswirkungen auf unser gesamtgesell-schaftliches Zusammenleben.

Welche Hilfen gibt es?

Soziale Integration ist hier das Stichwort. Es geht darum, das zwischenmenschliche Miteinander zu fördern, zu stärken und zu festigen. Durch individuelle Begleitung im Alltag oder mit Möglichkeiten der Teilnahme an Gruppenangeboten oder im Ehrenamt. In der Ev.-luth. Kirchen-gemeinde Oldenburg-Osternburg gibt es mit der Seniorenbegleitung Oldenburg Süd (SOS) sowie dem Bümmersteder Se-niorenBüro (BSB) gute Möglichkeiten, in Kontakt zu treten. Hier finden sich Zeit für Gespräche, individuelle Beratung und Vermittlung von Alltagsbegleitern sowie regelmäßige Gruppenangebote. Diese können helfen, erste Schritte aus der Ein-samkeit zu tun. Darüber hinaus startet SOS im April mit einem MutMachTele-phon für Senioren.

Wichtig dabei ist es, über den eigenen Schatten zu springen. Jeder darf mit gutem Gewissen Hilfe zulassen. Alles be-ginnt mit dem ersten Schritt – nur Mut!

Claudia Oeljeschläger

Kochrezepte in Verbindung mit „Heimat“ (Teil 2)

Von Annemarie Cornelius

Jan in 'n Sack

Quelle: Butjenter Kokbook, Herausgeber Förderkreis
Heimatkundliche Ausstellung Butjadingen e.V.

Zutaten

500 g Reis,
250 g Trockenpflaumen (entsteint),
200 g Rosinen,
Butter und Zucker.

Den Reis mit den gewaschenen Trockenfrüchten
mischen und in ein Küchentuch binden. (Nicht zu
fest, da der Reis Platz zum Aufquellen braucht.)

Ca. 1 1/2 l Wasser zum Kochen bringen, den
eingebundenen Reis auf einem Porzellanuntersatz
in den Topf geben und 1 Std. lang im kochenden
Wasser garen lassen.

Mit zerlassener Butter und Zimtucker servieren.

„De Botter makt'n sachten Sinn.“



Von Amira Mohamed Ali

Senf-Eier



Zutaten

Gemüsebrühe,
Mehl,
Wasser,
Eier,
mehlig kochende Kartoffeln

Zubereitung:

1/2 Liter Gemüsebrühe anrichten und zum Kochen bringen.
2 Esslöffel Mehl mit Wasser mit einem Schneebesen glattrühren.
Das glattgerührte Mehl an die kochende Brühe geben, sodass sich
eine sämige Soße ergibt.

Die Soße mit reichlich Senf abschmecken (je nach Geschmack mil-
der oder scharfer Senf). Wer es noch pikanter mag, kann die Soße
zusätzlich mit Pfeffer oder Paprika würzen.

Mehlig kochende Kartoffeln gar kochen und entweder im Stück
oder als Kartoffelpüree servieren.

Die gewünschte Anzahl Eier hart kochen und pellen.
Die Kartoffeln und die Eier auf den Teller geben und mit der Soße
anrichten.

Fertig.

Zur nächsten Ausgabe:

Die Vorschläge des Oberkirchenrates zur Haushaltskonsolidierung und ihre Folgen

Auf ihrer Tagung im Mai wird die Synode der Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg einen Maßnahmenkatalog beraten, wie die oldenburgische Kirche in den kommenden zwölf Jahren (2019 bis 2030) erhebliche Einsparungen vornehmen kann und dennoch ein aktives Handeln und damit auch künftig eine verlässliche Planung möglich bleiben.

Vor dem Hintergrund, dass

- die Gemeindegliederzahlen rückläufig sind,
- die Finanzplanung und die daraus entwickelte Finanzprognose mit erheblich weniger Geld auskommen muss und
- die Zahl der Pfarrerrinnen und Pfarrer in den kommenden Jahren erheblich abnehmen wird,

hatte das Kirchenparlament den Oberkirchenrat beauftragt, ein Konzept zur Haushaltskonsolidierung zu entwickeln. Dieses Konzept wurde inzwischen in den synodalen Ausschüssen beraten und soll nun Ende Mai der Synode zur Beschlussfassung vorgelegt werden.

Welche Konsequenzen diese Beschlüsse für die Gemeinden, für die ehren- und hauptamtlich Mitarbeitenden sowie für das zukünftige Gesicht der oldenburgischen Kirche haben werden, wird die kommende Ausgabe von „horizont E“ beschreiben. Das Heft soll noch Ende Juni erscheinen.

Dat kannst glööven!

Ik vergeet jo al mol wat.
Aber dat Eeten und de Lüh,
de mi helpt, sind wunnerbar!
Dat schallst mol
sülvens sehn!

Ropt Se bi us an:
0441-2100111



Diakonie 

Dor sünd se tohuus.

De evangelischen Altenheime
und Seniorenzentren

www.diakonie-im-oldenburger-land.de




























































































































caritas **international**
DAS HILFESWERK DER DEUTSCHEN CARITAS

Diakonie 
Katastrophenhilfe

DIE GRÖSSTE KATASTROPHE IST DAS VERGESSEN.

SOMALIA ++ SÜDSUDAN ++ KRIEG
Vertreibung, Flucht und Hunger

Ihre Spende hilft!
www.vergessene-katastrophen.de

 Kohlkönig / Kohlkönigin (1)	 Kirchenchor (1)	 Gülle (2)	 Schwarzbunte Kuh (3)	 Rhododendron (2)
 Heimatgemeinde (2)	 Arp Schnitger (3)	 Gemeindehaus (1)	 Ammerland (3)	 Küster / Küsterin (2)
 Feudel (3)	 Taufe (1)	 Kohltour (1)	 Windkraft (2)	 Watt (1)
 Radwanderkirche (3)	 Konfirmation (3)	 Plattdeutsch (3)	 Maisfeld (1)	 Pferdemarkt (2)
 Freilichtbühne (1)	 Massentierhaltung (2)	 Biogasanlage (3)	 Küstenkanal (1)	 Museumsdorf (1)
 Gummistiefel (2)	 Inselkirche (2)	 Torfstechen (2)	 Wildschwein (3)	 Hochzeitskirche (3)
 Staatstheater (2)	 Taufkerze (1)	 Deich (1)	 Atomkraftwerk (1)	 Citykirche (2)
 Wesermarsch (3)	 August-Hinrichs-Bühne (3)	 Ten Sing (3)	 Linoleum (3)	 Cäcilienbrücke (2)
 Schaf (2)	 Krabbenpuhlen (1)	 Badesee (1)	 Radfahren (1)	 Chorleiter / Chorleiterin (2)
 Graf Anton Günter (2)	 Aalrucherei (2)	 Krabbenkutter (2)	 Huntebrücke (3)	 Dreibergen (1)
 Zwischenahner Meer (1)	 Jade-Weser-Port (2)	 Nordwolle (2)	 Krüllkuchen (2)	 Gildefest (3)
 Jadebusen (3)	 Wolf (3)	 Radtour (1)	 Organist / Organistin (2)	 Flohmarkt (3)
 Löffeltrunk (2)	 Klaben (3)	 Glockenturm (1)	 Fehnlandschaft (3)	 Kindergarten (1)
 Kirchenbüro (2)	 Ortspfarrer / -pfarrerin (1)	 Synode (3)	 Dieter Bohlen (1)	 Streuobstwiese (3)
 Schützenfest (2)	 Feuerwehr (2)	 Beerdigung (2)	 Boßeln (2)	 Spargelstechen (3)
 Kramermarkt (2)	 Weihnachtsplätzchen (2)	 Wetterhahn (1)	 Leuchtturm (1)	 Reetdach (2)
 Osterfeuer (1)	 Oberkirchenrat (3)	 Wangerooge (1)	 Einschulungsgottesdienst (2)	 Containerschiff (2)
 Glockenläuten (1)	 Kollekte (2)	 Misswahl (3)	 Schultüte (2)	 Melkhus (3)
 Rhabarberkuchen (3)	 Kartoffelacker (2)	 Weserfähre (3)	 Moorleiche (2)	 Urwald (2)
 Klinker (2)	 Käseerei (1)	 Heimatverein (1)	 Frauen-Handball (2)	 Marine (2)
 Tretbootfahren (2)	 Melkroboter (1)	 Pinkel (2)	 Sandburg (1)	 Windmühle (2)
 Stoppelmarkt (2)	 Grillen (2)	 Wesertunnel (2)	 Brandung (3)	 Sandkrug (1)
 Thülsfelder Talsperre (3)	 Hühnengrab (3)	 Fußballverein (1)	 Pfadfinder (2)	 Ebbe und Flut (1)
 Basketball (1)	 Schiffbrüchig (3)	 Rettungsring (2)	 Minigolf (1)	 Krabbelgruppe (3)

Wat schall dat ween?
Das Spiel zum Oldenburger Land



Wat schall dat ween?
Das Spiel zum Oldenburger Land



Wat schall dat ween?
Das Spiel zum Oldenburger Land



Wat schall dat ween?
Das Spiel zum Oldenburger Land



Wat schall dat ween?
Das Spiel zum Oldenburger Land



Wat schall dat ween?
Das Spiel zum Oldenburger Land



Wat schall dat ween?
Das Spiel zum Oldenburger Land



Wat schall dat ween?
Das Spiel zum Oldenburger Land



Wat schall dat ween?
Das Spiel zum Oldenburger Land



Wat schall dat ween?
Das Spiel zum Oldenburger Land



Wat schall dat ween?
Das Spiel zum Oldenburger Land



Wat schall dat ween?
Das Spiel zum Oldenburger Land



Wat schall dat ween?
Das Spiel zum Oldenburger Land



Wat schall dat ween?
Das Spiel zum Oldenburger Land



Wat schall dat ween?
Das Spiel zum Oldenburger Land



Wat schall dat ween?
Das Spiel zum Oldenburger Land



Wat schall dat ween?
Das Spiel zum Oldenburger Land



Wat schall dat ween?
Das Spiel zum Oldenburger Land



Wat schall dat ween?
Das Spiel zum Oldenburger Land



Wat schall dat ween?
Das Spiel zum Oldenburger Land

